

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 3 (1908-1909)

Heft: 10

Artikel: "Jetzt weiss ich, warum wir so lieb und haben!"

Autor: Beetschen, Alfred

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-747985>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

jeweils eine der Anstalten zu errichten ist. Die Kantons Grenzen fallen nicht in Betracht, die Kantone sind nach der Kopfzahl der Bürger, die auf einen Kreis fällt, beitragspflichtig. Aus dieser Einrichtung resultiert eine vortreffliche Versorgung des ganzen Landes mit den nötigen Wohlfahrtseinrichtungen, andererseits aber ein rationeller, nationalökonomisch allein zulässiger Betrieb. Die heutigen ganz unverantwortlichen Ausgaben in lächerlich unbedeutenden Verwaltungseinrichtungen der Kantone fallen dahin.

Über das zweite Thema habe ich ungefähr folgendes doziert: Was der Bürger an Steuern hervorbringt, ist nationales Vermögen, auch die Gemeindesteuern, und darf nicht verhandelt werden. Wenn aber eine Gemeinde kurzfristig genug ist, ein ganz unrationelles, zweckwidriges Werk zu beschließen, soll Staat und Bund sagen können „Veto, ich verbiete“. Und sollte sich ein für Generationen wertvolles Werk nur dadurch ausführen lassen, daß mehrere Gemeinden zusammen arbeiten, so sollte Staat und Bund sagen können: „Ich gebiete!“

So weit war ich in meiner Fata Morgana, da wurden die Nebel, zwischen denen das Traumland lag, zu den grimmigen Köpfen der 25,000 Gemeindepräsidenten der Schweiz, die schlugen nach mir, und ich verlor die Besinnung



„Jetzt weiß ich, warum wir so lieb uns haben!“

Ein Dialog.



Sag, Vater, hat wirklich der Storch mich gebracht?
Schon oft hab' darüber ich nachgedacht.
Warum sind es Störche grad, möcht' ich wissen,
Die Kinderchen schleppen im Wickelkissen?
Da müßt' man ja viel mehr Störche sehn
Und nicht bloß Spaken und Schwalben und Kräh'n.
Der Kinder gibt's viele und Störche fast keine;
Gewöhnlich noch stehn sie auf einem Beine
Und scheinen es gar nicht so eilig zu haben . . .“

Da sprach der Vater zu seinem Knaben:
„Komm, laß uns ein Stückchen weiter wandern.
Ich seh', du fragst logischer als die andern;

Das freut mich. Gut Denken ist jedem gesund.
Und kommt man der Wahrheit dabei auf den Grund,
So hat man erobert sich etwas fürs Leben,
Das später man nicht aus der Hand möchte geben.

Erinnerst dich noch an den drolligen Dackel
Beim Onkel? Und an das Hühnergegackel?
Meinst, daß die niedlichen Rücken gebracht
Der Storch?“ — — Da hat der Fritz gelacht:
„Das waren halt Junge!“ — „Ganz recht, mein Junge.“
Schon schlüpfte dem Vater ein Wort auf die Zunge,
Doch hielt er's zurück, als er lächelnd sprach:
„Dem Großen folgt immer das Kleine nach.

Von alten Razen gibt's junge Razen,
Von großen Spazen gibt's kleine Spazen;
Sogar die Löwen — wir sah'n jüngst ja einen —
Sie scherzen und spielen mit ihren Kleinen.
So leben alle mit ihresgleichen
In ihren abgetrennten Reichen.
Von Hunden gibt's Hunde und keine Razen,
Von Pfauen gibt's Pfauen und keine Spazen.
Holz wächst an Holz, und Stein bei Stein, —
Das sollte beim Menschen anders sein?

Wie heißest du?“ — „Fritz.“ — „Ganz recht. Gib acht,
Ein anderer Name noch kommt in Betracht.
Ich brauch' ihn dir nicht erst zu sagen,
's ist der, den Vater und Mutter tragen.“

Das gibt dem Kleinen zu denken. Er schweigt . . .
Sein Vater sich liebevoll zu ihm neigt,
Die Hand auf die Schulter ihm legend er spricht:
„Schau, Lieber, mir einmal ins Gesicht.
Erinnerst du dich, — als der Onkel dich sah,
Was hat er gerufen?“ — „Der gleicht dem Papa!
Dann hat er geschenkt mir das schöne Gewehr!“
— „Ei freilich! Doch das gehört nicht hieher.

Komm, gib mir die Hand und laß dir sagen,
Daß auch die Menschen Früchte tragen,
Wie jene Bäume dort groß und stark,
Wenn gut die Säfte, gesund das Mark.
Drum: wenn du mir gleichst, kommt's von ungefähr nicht.
Ich gab dir das Leben, das Augenlicht.

In einer gesegneten Weihnachtsstund',
Als die Mutter den Vater geküßt auf den Mund,
Kamst, Junge, zur Welt du als Dritter im Bund.

Kein Storch hat gebracht dich! Hervor hat gebracht
Der Wille zum Leben dich tief aus dem Schacht
Der Mutter Natur ans Licht der Sonne
Zu deiner Eltern Glück und Wonne!"

„Ah! Soo?“ macht der Fritz im Weitergehn,
Raum weiß das Bürschchen, wie ihm geschehn.
Dann jubelt's hervor aus der Brust des Knaben:
„Jetzt weiß ich, warum wir so lieb uns haben!"

Alfred Beetschen.



Umschau

Zürcher Stadttheater. Oper. Einen Akt der Pietät, den man um so weniger tadeln kann, als die neue Produktion auf dem Gebiete der Oper immer noch sehr spärlich ist, beging unser Theater, als es das hier 1895 zum ersten Male aufgeführte lyrische Drama „Das Fest der Jugend“ unseres Theaterkapellmeisters Lothar Kempter zum dritten Male hervorholte. Der Beifall war ehrlich warm und galt dem Komponisten nicht minder als dem verdienten Dirigenten; trotzdem begriff man, daß die Direktion das Publikum nicht allzu sehr auf die Probe stellen wollte und es bis jetzt mit einer Aufführung bewenden ließ. Einer wirklichen Popularität steht schon der Stoff im Wege. H. Stegemann hat seiner Dichtung einen sinnigen Gedanken zugrunde gelegt; aber die Handlung,

die für einen festspielmäßigen Prolog eben noch ausreichen würde, erträgt die Ausdehnung auf drei Akte nicht, zumal da es sowieso nicht jedermanns Sache ist, einen ganzen Abend lang nur mit Symbolen vorlieb zu nehmen. Nichts ermüdet auf der Bühne so sehr als eine Reihe bloß lyrischer Gemälde, die von Typen („Jüngling“, „Jungfrau“, „Mütterchen“ zc.) gestellt werden. Die Lyrik ist dabei nicht einmal immer ganz echt; so geschieht auch die Verse aufgebaut sind, mehr als einer, der sich so recht „poetisch“ ausnehmen soll, erweckt das Gefühl der Mache. Die Musik zu diesem undramatischen Libretto wird man am besten als „vornehm“ bezeichnen. Vornehmheit ist ja ein negativer wie positiver Begriff. Es klingt alles gut, die Melodien, die gemütvollen vor allem,